

Beilage zu Nr. 60 des „Amts- und Anzeigeblasses“.

Eibenstadt, den 21. Mai 1887.

Durch eigene Schuld.

Ein Original-Roman aus der Handlungswelt v. Friedr. Friedrich.
(15. Fortsetzung.)

Der Tag der Verlobungsfeier rückte immer näher heran. Gabriele sah auf alle diese Vorbereitungen mit gleichgültigen Blicken. Dann und wann erfaßte sie wohl ein banges und beunruhigendes Gefühl, wenn sie dachte, daß ihr alle diese Vorbereitungen galten, daß sie öffentlich ihre Hand einem Manne versprechen sollte, den sie verachtete, der ihr zuwider war. Aber dann rief sie immer wieder die Worte des alten Steider ins Gedächtniß zurück, daß sie dies Opfer bringen mußte, daß dies der einzige Weg zur Rettung sei, daß endlich auch für sie die Glücksstunde erschiene wie der helle Stern, den sie an jenem Abend erblickt hatte, der ihrem Herzen so wunderbare Fassung und Ruhe verliehen. Ja, Hermann konnte sie nicht verkennen, wenn sie ihm entgegenrief: „Deinetwegen, um unser Glück zu retten, habe ich es gethan! Nur der Gedanke an Dich hat mir die Kraft dazu verliehen!“

Dann träumte sie sich wohl tiefer und tiefer in den Gedanken hinein, wie er sie an seine Brust drücken, wie ein einziger Blick aus seinen Augen all ihre Besorgnisse mit einem Male verschweigen werde. Solche Träume zogen durch ihr Herz mehr und mehr hin, bis der Gedanke an ihren Vater und die ihn bedrohende Gefahr sie plötzlich und gewaltsam aus allen glücklichen Bildern der Zukunft herausriß.

Er stand, wie er ihr mittheilte, am Rande des Verderbens, ein Schritt noch weiter und er war unrettbar verloren, er war ein Bettler. Und doch war sein Sinn nur auf Pracht und Glanz gerichtet, doch mühte er sich mit den Vorbereitungen zu einem Feste ab, das ihr wie eine Herausforderung an das Geschick schien. Sie wußte nicht, welche Pläne er mit dieser Pracht verband, er dadurch erreichen wollte, ihr erschien sie wie eine Verschleimung des Verderbens, wie eine Verhöhnung des Schicksals.

In solchen Augenblicken verschloß sie sich in ihr Zimmer oder suchte den entlegensten Theil des Parks auf, nur um von den Vorlesungen nichts zu erblicken, ja, um ihrem Vater selbst auszuweichen. Sie konnte ihm nicht wie einst sorglos und ruhig in die Augen blicken, er stand nicht mehr rein und Achtung gebietend vor ihr da. Die Falten auf seiner Stirn, die ihr früher so ernst und würdig gewesen waren, erschienen ihr jetzt wie Falten eines unverantwortlichen und durch nichts zu entschuldigenden Leichtsinns. Sie konnte mit seinen heimlichen Sorgen kein Mitleid mehr haben, seitdem sie den Grund dieser Sorgen kannte, seitdem sie wußte, daß er statt ihnen männlich und mutig entgegen zu treten, sich zu immer größerem Leichtsinne hinreißte.

Mit Bangen überraschte sie sich oft bei solchen Gedanken, und doch vermochte sie dieselben nicht zu verschweigen. Jeder Gegenstand, auf den ihr Auge traf, drängte mit Gewalt zu ihnen zurück. Sie mußte sich gestehen, daß sie keinen Vater mehr hatte, wie sie ihn früher gehabt. Sie konnte sich ihm nicht mehr vertrauensvoll nähern, er stand ihr fern, fast wie ein Fremder.

Damlen wich seiner Tochter aus einem andern Grunde aus. Er wollte jede Auseinandersetzung mit ihr vermeiden, weil er fühlte, daß er ihr Unrecht that. Gabrielen gegenüber schämte er sich seines Leichtsinns. Leider war dies Gefühl der Beschämung nicht stark genug, um ihn mit Gewalt aus dem Leben und den Leidenschaften zurückzureißen, denen er sich so lange Zeit hingeeben hatte. Er hatte Gabrielen den Tag ihrer öffentlichen Verlobung mit Legingen angetraut und Gabriele hatte schweigend ihre Einwilligung gegeben. Was hätte es ihr auch genützt, wenn sie versucht hätte, diese schwere Stunde noch mit wenigen Tagen hinauszuschieben? — einmal mußte sie doch kommen.

Legingen war während der Zeit der Vorbereitungen zur Verlobungsfeier verreist gewesen. Er hatte Gabriele, seitdem sie ihre Einwilligung gegeben, erst einmal gesehen und gesprochen. Er hatte sie allein im Park angetroffen. Sie war ihm freundlich entgegen gekommen, hatte ihm aber durch ihr ganzes Benehmen angedeutet, daß noch eine Schranke zwischen ihnen sei, welche er nicht durch äußerliche Höflichkeit und Aufmerksamkeit überwinden könne, sondern allein nur dadurch, daß er ihre Achtung in vollkommenem Maße zu gewinnen suche.

„Sie wissen,“ hatte sie zu ihm gesagt, „aus welchem Grunde ich Ihre Bewerbung anfangs abgelehnt habe. Ich habe Ihnen jetzt meine Einwilligung gegeben; wenn Sie aber wirklich Neigung zu mir haben, so erfüllen Sie meine Bitte; es ist die erste, welche ich an Sie richte; gönnen Sie mir Zeit, mich mit meinem Herzen zurecht zu finden. Treten Sie mir nicht näher, als Sie mir heute stehen, bleiben Sie

derselbe gegen mich wie bisher, bis ich mich Ihnen von selbst nähere.“

Legingen hatte es versprochen und mit erleichtertem Herzen hatte Gabriele der Zukunft entgegen gesehen.

Es war am Vorabend des Verlobungstages, als Damlen Gabriele aufsuchte. Die Vorbereitungen hatten seine Gedanken bis dahin völlig in Anspruch genommen — jetzt waren sie vollendet, und er dachte an den folgenden Tag, der ja gleichsam die Entscheidung seines ganzen Lebensglückes war. Jetzt erst fiel es ihm auf, daß auch Gabriele ihn während der letzten Zeit gemieden hatte, er kannte den Grund, der sie dazu bewogen, nicht, und die Befürchtung stieg in ihm auf, daß sie ihr Wort zurücknehmen könne. Das durfte sie nicht, denn seine ganze Zukunft hatte er auf das eine „Ja“ aus ihrem Munde gebaut. Seine Ehre wäre vernichtet, sein Haus dem unrettbaren Verderben preisgegeben gewesen — nein, sie durfte nicht zurücktreten, sie mußte ihr Versprechen erfüllen, selbst wenn auch ihr Lebensglück dadurch zu Grunde ging.

Der Gedanke, daß er vielleicht das Glück seines Kindes vernichte, hatte Damlens Herz indes nicht unberührt und gleichgültig gelassen, und unwillkürlich trieb es ihn, das, was er an Gabriele verschuldet, durch um so größere Freundlichkeit und Liebe wieder gut zu machen. Er wußte, daß sie ihm ein Opfer brachte, er wollte es ihr möglichst leicht machen und durch erhöhte Liebe vergüten.

Er traf sie im Park in einer stillen, schattigen Laube. Schweigend reichte er ihr die Hand zum Gruß und setzte sich neben sie. Ihr wehmüthiger, trauriger Blick griff ihm ins Herz hinein.

„Weshalb bist Du so traurig, Gabriele?“ fragte er. „Ich habe Dich in der letzten Zeit selten lachen sehen; Du bist eine Andere geworden, als Du früher warst.“

Gabriele schwieg. Ihr Herz hatte wohl eine Antwort darauf, aber sie war nicht im Stande, sie auszusprechen. Der Gedanke, daß sie ihren Vater und Legingen täusche, ruhte in diesem Augenblick schwer und drückend auf ihr. Sie erschien sich erniedrigt, ihr Herz trieb sie, ihrem Vater, der sich ihr gegenüber jetzt so mild und sorglos zeigte, Alles zu gestehen und ihm um Verzeihung zu bitten — aber es war zu spät, die Verhältnisse selbst trieben sie mit unbezwinglicher Gewalt dazu, ihr einmal gegebenes Wort zu erfüllen.

„Weshalb bist Du so traurig?“ wiederholte Damlen fragend. „Wird es Dir so schwer, Deinem Vater ein geringes Opfer zu bringen? Gilt es Dir gleich, ob Du ihn errettest, oder dem Verderben preisgibst? Bedenke, daß auch Dein Geschick an das meinige geknüpft ist.“

„Du weißt, Vater,“ erwiderte Gabriele, „daß ich Dir gern mein Leben zum Opfer gebracht haben würde, wenn es mir möglich gewesen wäre, Dein Glück dadurch zu erkaufen und zu erhalten. Du hast noch mehr von mir verlangt, ich habe darein gewilligt, mehr zu thun bin ich nicht im Stande. Ich habe nicht Kraft und Leichtsinns genug, um das mit Freuden zu thun, was mir außerordentlich schwer wird, wogegen mein Herz und mein besseres Gefühl sich sträubt.“

Und wirst Du morgen an Deinem Verlobungstage auch nicht heiter gestimmt sein?“ fragte Damlen weiter.

„Nein, ich bin es nicht im Stande,“ erwiderte Gabriele.

„Du willst all' den zahlreichen Gästen, welche morgen erscheinen werden, einen Einblick in Dein Herz gestatten?“ rief Damlen fast unwillig. „Du willst mich und Legingen in den Augen Fremder beschämen? Das darf nicht sein, Gabriele, das darf nicht sein! Die Verlobung muß als Dein freudiger Wille, nicht als Dir aufgebrungen erscheinen!“

„Es würde deshalb besser gewesen sein,“ gab Gabriele mit möglichster Ruhe zur Antwort, „Du hättest diese großen Festlichkeiten vermieden. Gerade die Pracht und der Luxus morgen werden mit der Trauer meines Herzens einen so größeren Contrast bilden. Du hast bei all' den Vorlesungen nur Deine eigene Freude über das Gelingen Deines Wunsches im Auge gehabt; daß es mich doppelt schwer und traurig berühren muß, eine That, die mein ganzes Lebensglück vernichtet, mit so viel Glanz und Freude gefeiert zu sehen, daran hast Du nicht gedacht.“

Damlen erhob sich und ging unruhig in der Laube auf und ab. Er fühlte das Gabriele Recht hatte. Was ihn vor Allem dazu bewogen, die Verlobung mit solchem Glanze zu feiern, das konnte er ihr ja mittheilen.

„Wirst Du auch gegen Legingen morgen nicht freundlich sein, als Du bisher gewesen?“ fragte er endlich.

„Ich habe mit Herrn von Legingen gesprochen,“ erwiderte Gabriele. „Ich habe ihm gesagt, wie ich

gegen ihn sein würde, er kann mich also nicht falsch verstehen.“

„Was werden aber unsere Gäste davon denken, Gabriele,“ wenn Du gegen Deinen Verlobten so kalt und zurückstoßend bist?“

„Liegt Dir die Frage nicht näher am Herzen, was Deine Tochter leiden muß, wenn sie Liebe gegen einen Mann heucheln und zeigen soll, den sie nicht liebt?“ entgegnete Gabriele. „Mich wird das Urtheil der Menschen völlig kalt lassen, denn jetzt weiß ich, daß die Menschen meinem Herzen nie Glück geben, wohl aber nehmen können.“

Sie erhob sich, um die Laube zu verlassen. Das Gespräch hatte eine Wendung genommen, welche sie nothwendig wieder heftig erregen mußte, und es hatte ihr unendlich Mühe gemacht, sich für den folgenden Tag Ruhe und Fassung zu erringen.

Auch Damlen schien damit zufrieden zu sein, daß Gabriele abbrach und die Laube zu verlassen im Begriff war. Noch einmal rief er sie indes zurück, blickte ihr scharf und forschend in die Augen und fragte:

„Gabriele, ist es Dein völler und wahrer Ernst, Dein gegebenes Versprechen zu erfüllen?“

„Ich halte mein Wort,“ erwiderte sie.

Ihr Vater schien damit zufrieden gestellt zu sein. Sie ging dann auf ihr Zimmer und sah dem verhängnißvollen Tag mit einer größeren Ruhe entgegen, als sie gehofft hatte.

Der Tag der Verlobung war angebrochen. Schon früh am Morgen erschien Legingen, um seine Braut zu begrüßen und ihr ein Geschenk zu bringen. Es war ein reicher, mit kostbaren Steinen besetzter Halschmuck. Gabriele empfing ihn mit größter Verlegenheit, doch suchte sie dieselbe zu verbergen und dankte in offener und herzlicher Weise. Sie kannte die außerordentliche Sparsamkeit Legingens, und glaubte deshalb in dieser Freigebigkeit einen Beweis zu sehen, daß er sie mehr und inniger liebe, als sie geglaubt hatte. Um so mehr machte sie sich Vorwürfe, daß sie ihn täusche und ein falsches Spiel mit ihm treibe.

Damlen war über die Größe des Geschenkes ebenso überrascht als erfreut. Nun durfte er auf das Gelingen seines Planes mit der größten Zuversicht hoffen. Wenn Legingen seiner Braut einen Schmuck zum Geschenk machte, der mindestens vier- bis fünftausend Thaler gekostet haben mußte, so konnte er noch weniger Anstand nehmen, seinen Schwiegersohn durch eine Summe von fünfundsiebenzig Tausend in der Ausführung eines neuen Unternehmens, welches er ihm einreden wollte, zu unterstützen, da er dafür ja die Aussicht hatte, als Theilnehmer des Unternehmens zu gelten, und sein Geld mit hohen Procenten verzinst zu sehen.

Legingen nahm sowohl den Dank Gabrielen als auch die außerordentlichen Lobeserhebungen Damlens mit einer Miene hin, als seien sie ein Tribut, den er zu fordern das größte Recht habe. Gabriele wie ihr Vater würden inoffenbar in ihren Empfindungen herabgestimmt worden sein, wären sie im Stande gewesen, den wirklichen Werth dieses Geschenkes zu erkennen und zu berechnen. Der scheinbar große Werth dieses Schmuckes bestand nämlich vorzugsweise in den kostbaren Edelsteinen, mit denen er so reich besetzt war. Diese Steine waren falsche, aber so täuschend nachgemacht, daß sie nur ein Kennerauge bei genauerer Untersuchung zu erkennen vermochte.

Legingen hatte keineswegs die Absicht gehabt, Gabriele mit diesem Schmucke zu betrügen. Es hatte eine eigene Bewandniß damit. Als nach dem Tode seiner Tante deren ganzes Vermögen in seine Hände gefallen war, hatte er auch diesen Schmuck, ein Erbstück ihrer Familie, mit erhalten. Anfangs hatte er ihm nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt, als er aber später, bei genauer Betrachtung, sich von dem großen Werth seiner Steine überzeugte, ärgerte es seinen praktischen Sinn, daß diese als ein werthloses Capital daliegen sollten. Da es ein Familienerbstück war, konnte er den Schmuck, der für ihn völlig interesselos war, nicht verkaufen, es kam ihm aber der, wie er glaubte, glückliche Gedanke, die werthvollen Steine durch unechte ersetzen zu lassen, die echten zu verkaufen, und das daraus gewonnene Capital so anzulegen, daß es ihm Zinsen trug. Einen Betrug erblickte er hierin nicht. Er war wirklicher Besitzer des Schmuckes. Niemand konnte ihm wehren, mit seinem Eigenthum zu schalten und zu walten, wie es ihm gefiel, und darin hatte er jedenfalls recht, daß der Schmuck, der ohnehin unbenutzt dalag, mit den unechten Steinen seinen Zweck ebenso gut erfüllte, als mit den echten.

Er hatte die Verwandlung von einem geschickten Goldschmied vornehmen lassen und so geheim gehalten, daß, wie er glaubte, Niemand darum wußte. Sollte es ihm später daran gelegen sein, den Schmuck wieder herstellen zu lassen, wie er gewesen war, so konnte er dies leicht thun, ohne die Zinsen, welche